

Regula Venske  
Just married  
oder: Wohin mit der Schwiegermutter?  
Inselkrimi

1. Auflage 2007  
ISBN 10: 3-934927-85-8  
ISBN 13: 978-3-934927-85-8

© Leda-Verlag. Alle Rechte vorbehalten  
Leda-Verlag, Kolonistenweg 24, D-26789 Leer  
info@leda-verlag.de  
www.leda-verlag.de

Lektorat: Maeve Carels  
Titelgestaltung: Andreas Herrmann  
Druck und Gesamtherstellung: Aalex Druck GmbH, Großburgwedel

Regula Venske

# Juist married

Oder: Wohin mit der Schwiegermutter?

INSELKRIMI



„There simply must be a corpse in a detective novel,  
and the deader the corpse the better.”

(S.S. van Dine)

„Und kann man von einer Schwiegermutter  
Schöneres sagen, als dass sie nicht mehr in  
Erscheinung tritt?“

(Sibylle Knauss)

„Death. It doesn´t have to be boring.“

(Mary Roach)\*

*Um mich herum nichts als Nacht und Nebel. Die endlose Weite. Ein schwarzes Gebrodel, ewiges Rauschen, ein Tosen, bedrohlich und wild. Und tröstlich zugleich. Ich bin frei. Endlich frei, um mich ganz hinzugeben. Um nichts mehr als herrliches, reines Begehren zu sein. Muss nach niemandem fragen, auf niemanden Rücksicht mehr nehmen. Seht nur, ich verströme mich an die Nacht. Bin gebettet auf Samt und Seide, geborgen im Sternenschein. Gewogen und richtig befunden. Sieh da, mein Zeuge, der fahle Mond, ein Kamerad, der nicht aufgibt. Ganz egal, was er sieht. Begleitet mich nun schon seit drei Tagen und Nächten, treu, zuverlässig. Berechenbar. Der alles duldende Alte. Ist allenfalls etwas rundlich geworden. Gedrungener, dick, nennen wir's ruhig beim Namen. Wie ich indes offenbar auch. Interessant, ich hätte gedacht, dass man dünner würde. Schlanker, ja, ausgezehrt. Aber egal, spielt keine Rolle mehr, bin eben nicht mehr die Schönste. Und bin es vielleicht nie gewesen. Seltsam, macht mir nichts mehr aus. Wer mich kennt, würde hingegen denken –*

*Nein, so geht es nicht mehr. Wer mich gekannt hat, muss es heißen, denn ich bin ja kaum mehr. Wer mich kannte, sollte glauben, ich würde immer noch die Schönste sein wollen und selbst noch im Himmel flirten. Den ollen Petrus verführen, gleich an der Himmelstür. Lass mich ein, Süßer, ich zeig dir ein paar Tricks, wetten, die kennst du noch gar nicht? Nicht wahr, so stellt ihr es euch vor, so habt ihr's mir zugetraut? Besser wär's allerdings, ich flirte mit Gottvater höchstpersönlich. Ist schließlich auch nur ein Mann. Vater unser, der du bist. So heißt es doch jeden Sonntag. Und was so ein richtiger Kerl ist, ein waschechter Gott, der freut sich an seinen Geschöpfen. Warum hätt' er mich so erschaffen, wenn er selbst keine Freude dran hätt'? Ist er es mir nicht eigentlich sogar schuldig, dass ich mich in seinem Glanz einmal spiegeln kann? –*

*„Lieber Gott, du bist der Schönste hier, aber die Mary hinter dem Mond – beziehungsweise da unten – auf deiner schönen Erde – nein, im Wasser – im Seegatt – im Strudel der Osterems – die ist tausendmal – na ja, vielleicht nicht tausendmal – sagen wir, die ist auch nicht so ohne, die Frau ...“ –*

*Ach, hat sich was mit Spieglein, Spieglein! Hat sich ausgespiegelt, der Spiegel ist blind geworden, hört ihr, ich selbst werde blind. Muscheln auf den Augen, eine Wellhornschncke im Ohr, Seetang in meinen Haaren.*

*Aber da merkt man's mal wieder, wie man sich täuschen kann. Denn mir ist nicht mehr nach Flirten zumute. Wie falsch ihr mich eingeschätzt habt! Und besonders du, du – giftige Feuerqualle. Nein, dein Name kommt mir nicht mehr über die Lippen, soll nicht das Letzte sein, was ich denk. Dein Wesen ist Missgunst, deine Seele eine Brutstätte von Hass und Zwiebracht gewesen. Mehr und mehr hab ich mich ferngehalten von dir. Um nicht verloren zu gehen, um mich nicht zu verbrennen. Um mich nicht anzustecken an dir. Hab mich unantastbar gemacht, bin unerreichbar geworden. Weißt du, du rührst mich nicht mehr. Deine Ablehnung ist dein Problem und nicht meines gewesen. Du bist die Verbitterung. Du bist – ach, völlig egal. Ich darf mich jetzt mit mir selber befassen, muss es sogar, alles andere interessiert mich nicht mehr. Hab mich sowieso nicht nach dir gerichtet, hab nach dir nicht gefragt, hab mich kaum je um dich gekümmert.*

*Gottvater, ein Mann, dem ich mich hingeben kann. Was für ein schöner Gedanke. Und ist nicht der Mond auch ein Mann? So tapfer und unverdrossen. Keine launische Luna, keine störrische Mondjungfrau, wie die Leute so sagen. Ein braver, treuer Kumpan. Drehte er nicht immer seine Kreise um mich, ließ sich freundlich von mir bescheinen? Und wurde von meinem Licht mit erwärmt? So hatten wir doch beide davon einen Nutzen. Auch er hat seinen Vorteil gehabt. Stimmt nicht, dass ich ihn einseitig ausgenutzt hätte. Im Grunde hab ich ihn nicht einmal betrogen, was er wollte, was ihm zustand, hat er immer gekriegt. Ist doch kein Vergehen, dass ich mehr zu verschenken hatte. Haha, Meer zu verschenken, ein Kichern steigt in mir auf. Steigt aus meinen tiefsten, unergründlichsten Tiefen, unglaublich, dass ich immer noch lachen kann. Lachen muss. Das Lachen stirbt wohl als Letztes. Wer hätte das je gedacht? Ich jedenfalls hätte es nicht für möglich gehalten. Wer mich kannte, hätte gedacht, dass als Letztes die Eitelkeit stürbe.*

*Dass man sie mir unter Androhung härterer Strafen – oder erst bei deren Vollzug – mühsam würde austreiben müssen, im Fegefeuer, oder wo sonst.*

*Doch vielleicht besteht die Hölle für mich ja aus nichts als Wasser? Wäscht mich rein, kühlt mich ab, treibt mir das Hitzi-ge aus. Wer mich ins Feuer steckte, trüge hingegen noch Schuld, wenn ich den Teufel verführte. Verstärkte ja nur die Glut. Das wäre wohl kaum im Sinne unseres Erfinders gewesen. Ist Gott ein Mann, so meint er's mit mir aber gut. Ich hatte was an mir, dass sie mir nicht lange böse sein konnten. Hab alle rumge- kriegert, nicht nur die, die ich haben wollte, nein, auch die anderen dazu. Ich war so der Typ, hab's ihnen zeigen müssen. Sie taten mir irgendwie leid. Nur das Leid hab ich ihnen ge- tan, auch wenn ich es gar nicht wollte. Herrgott, vergeb mir die Schuld.*

*Es ist dunkel, ich kann nichts mehr sehen. In meinen Ohren nur noch Donnern und Brausen, das Aufbegehren des Windes. Ein lockender Trommelschlag. Er ruft mich, und ich komme, ich komme. Ich habe ihm immer gehört. Bin ihm hörig, bis zum letzten Rest meiner Tage, bis zur Neige seiner Geduld. Ist nicht seine Schuld, dass ich hier hilflos treibe. Ach, warum bist du nicht hier, Liebster, bei mir, und reißt mir die Finsternis von der Brust. Klaubst die Muschelsplitter aus meinen Augen. Ein Schwall Salzwasser verstopft mir den Mund, eine Jahresration Sand, ich muss spucken und würgen. Auf meiner Zunge der Geschmack von Algen und bitteren Ängsten. Keine Bange, Mädchen, wird gleich vorbei sein. Siehst du das Meeresleuch- ten um dich? Das streichelt dich und birgt dich in seinem Glit- zern. Das hüllt dich bald ein. Ach, mein Leben, nur bisschen Sternengefunkel gewesen. Bald verloschen, der Rede nicht wert. Wie konnte ich denken, dass es lodernes Feuer wäre. So schnell niedergebrannt. Flammte nur einmal kurz auf wie ein Blitz. Grelles Licht. Zischen. Der Rest – Asche auf meiner Zunge. Großzügig, trügerisch. Und im Herzen ein bisschen Reue. Und er? Eine kleine Sternschnuppe nur. Ein sanftes, verborgenes Glimmen. Hörst du, vergiss mich nicht. Denk an mich. Sei bei mir, wenigstens diesen Moment noch, in dem ich die nackte*

*Angst bin. Um mich herum nichts als Nacht. Und Nebel. Meine Erinnerungen. Um mich herum nichts als Nichts.*

*Meine Lieben, ein paar Nebelschwaden, sind unaufhaltsam an mir vorübergezogen.*

*Ich war die Nacht, bin die Nacht, werde nichts als die Nacht sein. Nichts werde ich sein.*

*Nichts.*

*Nichts.*

*Denn jetzt ist es geschafft. Ich bin jetzt die Freiheit, die ich mir immer ersehnt hab.*

*Und vielleicht tröstet euch das, ich bin das Nichts, das euch mitunter streichelt. Euch anrührt, euch grüßt. Mitunter, meine Lieben, treib ich euch wohl ein paar Tränen ins Auge, dann schämt euch, bitte schön, nicht. Redet euch raus, sagt, ihr weintet vor Lachen. Sagt, dass es Lachtränen sind.*

*Wenn du nur wüsstest, dass ich zuletzt an dich denken musste. Dann und wann, schließ die Augen, mein Liebling. Wenn du ganz still bist, dich nicht mehr wehrst, wirst du mich lachen hören. Und dann folgst du mir bald.*

1.

Hätte jemand dem Geschehen Einhalt geboten und ihn gefragt, wie es so weit hatte kommen können, Corbet Stewart hätte nicht zu antworten vermocht. Aber es war niemand da, um einzugreifen und das Unheil zu verhindern. Um ihn zu stoppen. Oder zu fragen, wie um alles in der Welt er in diese Situation hatte geraten können. Sie waren allein. Er war ihr bedingungslos ausgeliefert, auf Gedeih oder Verderb. Und er ahnte, dass es auf Verderben hinauslaufen würde.

Aber desgleichen sie ihm. Jede noch so kleinste Erinnerung an das, was diesem Schlamassel vorausgegangen war, war ihm abhanden gekommen, alle Vernunft hatte ihn verlassen. Alles, was er wusste, war, dass dies ein Ende haben musste – und ein Ende bald haben würde. Alles, was er spürte, war ein dumpfes Hier und Jetzt, alles, was er fühlte, war das Kribbeln in seinen Fingern. Und diesen unbändigen Hass. Oh, wie er sie hasste. Wie er sie hasste! Ihren weit aufgerissenen, prallen Mund mit den rosa geschminkten Lippen. Die Farbe passt nicht zu ihr, dachte er. Genauso wenig wie ihr falsches Lachen. Das große, blendend weiße Gebiss. Sein Blick glitt tiefer, auf ihren dicken, trotz der Sonnenbräune leicht geröteten Hals, der dem jungen Arzt die übliche Geschichte von Schilddrüsenüberfunktion erzählte. Er drückte stärker zu, aber sie war zäher, als er gedacht hatte. Widerspenstig. Verdammt vital. Leistete immer noch Widerstand. Mit ihrem unverschämten Murren und Gurren verspottete sie ihn – und lockte ihn trotzdem noch immer.

„Ah, komm, komm, gib es mir, nein, nicht hier, du Dummkopf, da, ah ja, da musst du drücken, jaaaa, so ist es gut ...“

Sie rang nach Luft, japste und jauchzte, als sollte sie gleich den Punkt höchster Erfüllung erreichen, und während sie ihn dermaßen anfeuerte, blickte sie ihm die ganze Zeit über mit ihren großen, dunklen Augen direkt ins Gesicht. Zu ihm auf



schaute sie. Corbet spürte, wie sein Schwanz vor Erregung steif wurde, er schmerzte, so hart wurde er. Und seine Hände schmerzten auch, während er noch fester zudrückte und die Fingernägel hineinbohrte in dieses köstliche, gerötete Fleisch, das vor seinen Augen allerdings zusehends weißer wurde.

„Ich komme gleich“, stöhnte er.

„Typisch, immer zu früh“, höhnte sie.

Ihre Worte wurden unverständlich. Ein kleines, hässliches Zischen, ein ungeformtes Rinnsal, das ihren rosaroten Lippen entwich und etwas wie „Warte, du dummer Wichser“ bedeuten mochte. Dann hatte sie ihre Seele, wie der Lateiner sagt, ausgehaucht. Voller Panik spürte Corbet Stewart, wie die Frau unter ihm schlaff wurde, sich ihm völlig ergab. Er hielt nur mehr die Hülle ihres Halses zwischen seinen Händen. Was sollte er tun, wie konnte er das Geschehene rückgängig machen? Während er fieberhaft darüber nachdachte, sackte er gleichzeitig mit seiner Schwiegermutter zu Boden. Obwohl er nicht religiös erzogen worden war, ertappte er sich bei einem Gebet. Denn was anderes war dieser inständige Wunsch, dass es, bitte schön, lieber Gott, endlich dunkel um ihn herum werden möge? Und zwar schnell, auf der Stelle? Aber natürlich wurde so ein armseliges Gebet nicht beim ersten Mal gleich erhört; nichts dergleichen geschah. Im Gegenteil, der junge Mann fand sich auf Augenhöhe mit dem braungebrannten – oder doch nur stark geschminkten – Gesicht seiner Schwiegermutter wieder und schaute direkt auf ihren jetzt blutrot verschmierten Mund. Hatte sie sich in ihrem Todeskampf die Zunge blutig gebissen? Unverschämt, wie erwartungsvoll sie ihre Lippen immer noch zum Kuss gespitzt hatte. Selbst im Tod hat sie ihre Ähnlichkeit mit der jungen Liz Taylor behalten, dachte Corbet erstaunt und zugleich mit einem Gefühl ehrlicher Bewunderung.

Dann wachte er endlich auf.

Er war schweißgebadet. Wo war er? Und wer? Eben war alles so sonnenklar gewesen. Ganz deutlich hatte er sein Begehren gespürt. Und seinen Hass, gegen den das Begehren kämpfte. Und beinahe die Oberhand gewann. Aber der Hass

war stärker gewesen, der Morgenständer in sich zusammengefallen, nur das Herzklopfen hielt noch an. Er war Corbet Stewart, so viel konnte er immerhin guten Gewissens behaupten. Vierunddreißig Jahre alt, angehender Facharzt für Fertilitätsmedizin. Was war ihm da eben im Traum widerfahren? Corbet konnte sich nicht daran erinnern, wann er zuletzt so lange gebraucht hatte – mehrere Minuten mochten es wohl schon sein – um wieder zu sich zu kommen. Seine wilde Zeit in Cambridge war lange vorbei. Und so viel hatte er doch auch nicht getrunken, gestern Nacht, bei einem der unzähligen Polterabende, die er zur Zeit über sich ergehen lassen musste. Wie viele mochten es inzwischen schon sein? Falls er je einen Zweifel daran gehegt hatte, so wusste er es jetzt: Es war gar nicht so einfach, der Mann einer Millionenerbin zu werden. Im Gegenteil, schwere Arbeit war es, eine stramme Leistung, all die damit verbundenen Feiern zu absolvieren, von denen die meisten seiner Meinung nach völlig überflüssig waren. Er hatte es nur seiner guten Kondition und seiner im allgemeinen recht gesunden Lebensweise zu verdanken, dass er die letzten Wochen bislang einigermmaßen unbeschadet überstanden hatte.

Sein Blick fiel auf das Bett neben ihm. Noch war es leer. Wie albern, dass sie immer noch getrennt schliefen, obwohl sie bereits seit zwei Wochen standesamtlich verheiratet waren. Aber Claire hatte auf Einzelzimmern bestanden. Absurd, dachte Corbet. Selbst Claire, so fromm sie auch tat – insgeheim hegte Corbet den Verdacht, dass sie in Wahrheit gar nicht so gläubig war, wie sie sich gab – war nicht als Jungfrau in die Ehe gegangen. Und sie befanden sich schließlich nicht in einem altmodischen Hollywoodfilm mit schwarzweißen Moralvorstellungen. Sondern in Deutschland, einem modernen, aufgeklärten, weitgehend morallosen Land. Lediglich in der Reproduktionsmedizin, seinem Spezialgebiet, vertrat man hier noch heillos idealistische Vorstellungen aus dem vorigen Jahrhundert; aber das störte ihn nicht, da sich für ihn als Engländer dadurch besonders lukrative Möglichkeiten auftaten. Er konnte das eine System gegen das andere ausspielen und hatte

Zugang zu Dingen, von denen seine in Deutschland ausgebildeten Kollegen bislang kaum zu träumen wagten.

Nur an seine eigene Ehefrau kam er zur Zeit nicht heran.

Wenn das kein Grund war zu lachen.

Aber egal, am Sonnabend, nach der kirchlichen Trauung in der kleinen Inselkirche, würden Claire und er endlich in das romantische Hochzeitszimmer umziehen, von dem Corbet bislang nur ein Foto aus dem Hotelprospekt kannte; auch ein gemeinsames Champagnerbad war gebucht, bei dem man den Champagner zum Glück trinken durfte, während man in Ziegenmilch und Rosenblüten badete. Ohne fachkundige Seidenschuhmassage auf der Wellness-Insel des Hotels würde Claire nicht in ihre Hochzeitsnacht starten; sie war der Typ, der schon jetzt solche Extras brauchte, damit sie in Stimmung kam.

Merkwürdig, dieser Traum. Wie kam er nur auf die Idee, seine Schwiegermutter wollte ihm an die Wäsche? Hätte er dasselbe von Ivonne geträumt, seiner zukünftigen Schwägerin, so hätte es ihn nicht weiter verwundert. Seit Claire und er sich verlobt hatten, stieg ihre jüngere Schwester ihm nach. Die hatte es faustdick hinter den Ohren. Und attraktiv war sie auch, das blieb keinem verborgen, der Augen im Kopf hatte, mit ihrem von der Mutter geerbten wallenden, schwarzen Haar und ihrer an den richtigen Stellen durchaus üppig zu nennenden Figur. Soweit er wusste, trug sie eine deutliche Mitschuld daran, dass mehrere Beziehungen ihrer Schwester unter Tränen in die Brüche gegangen waren. Offenbar hatte sie sich seit ihrer frühen Kindheit einen Spaß daraus gemacht, die Verheiratheten ihrer großen Schwester zu testen. Sie auf Teufel komm raus zu verführen. Oder, so stellte sie es gern dar, sie auf die Probe zu stellen und ihnen Gelegenheit zu geben, die eigene Standhaftigkeit zu beweisen. Leider war es mit der Widerstandskraft von Claires Verflorenen nicht allzu weit her gewesen. Ein Glück, natürlich, für ihn.

Aber es war kein Wunder, dass Claire eine geradezu krankhafte Eifersucht im Hinblick auf ihre Schwester verspürte. Für ihn war das höchst unbequem, und er würde sich etwas ein-

fallen lassen müssen, wie er sie beruhigen konnte. Schließlich wollte er nicht ewig ihre kleinlichen Fragen beantworten und bei jedem noch so harmlosen Anlass ihren argwöhnischen Blicken begegnen. Wo warst du gerade? Was hattet ihr da zu suchen? Wieso war Ivonne mit von der Partie? Und warum ruft mich denn keiner? Inzwischen hatte sie es dahin gebracht, dass sich Corbet schon schuldig fühlte, sobald er länger als eine Minute allein mit Ivonne in einem Zimmer war. Aber sie hatte auch erreicht, dass ihn das Verbotene verstärkt reizte. Ach, einmal mit den Fingern durch Ivonnes Mitternachtshaare gleiten ...

Erstaunlich, wie unterschiedlich die beiden Schwestern waren. Claire, die zarte, ruhige, ernstere der beiden, in ihrer unaufdringlichen, etwas schwindsüchtigen Schönheit: ganz der empfindsame blonde Typ. Eine Romantikerin. Mit allen Vorteilen ausgestattet, die das mit sich brachte, und mit allen Nachteilen auch. Und auf der anderen Seite die dunkle Ivonne. Nur zwei Jahre jünger als ihre Schwester. Aber sah sie nicht bereits zehn Jahre älter aus? Dieser feurige, leicht entflammbare Typus, der das Leben höchst pragmatisch genoss, ohne Skrupel, ohne Gewissensbisse, wurde deutlich früher geschlechtsreif. Und alterte entsprechend schneller. Na ja, bei einer kleinen Affäre störte das nicht, im Gegenteil, dieses Verlebte, leicht Verruchte vermehrte nur ihren Reiz. Wüsste man nicht, dass Ivonne als Kind zweier mehr oder weniger braver Ostwestfalen in Porta Westfalica das Licht der Welt erblickt hatte, man hätte sie für eine stolze Spanierin halten können. Oder für eine Zigeunerin aus dem Bilderbuch, dachte Corbet. Einem antiquarisch erworbenen, politisch nicht mehr korrekten Bilderbuch, versteht sich; er wusste ja, dass die Bezeichnung Zigeunerin heutzutage nicht mehr benutzt werden durfte. In Deutschland nahm man all diese Dinge seiner Meinung nach übertrieben genau. Amüsiert bemerkte er, wie sich sein Geschlecht wieder regte. Ah, Ivonne. Es war schon bedauerlich, dass Claire so gar nichts vom Temperament ihrer Mutter hatte. Ein paar Spritzer südländische Lebenslust hätten ihr nicht geschadet. Auch Marion war ja dieser draufgän-

gerische, lebenslustige Typus. Nun ja, zu lebenslustig vielleicht, wenn man die Dinge aus der Perspektive eines Ehemannes betrachtete.

Immerhin konnte Claire wohl getrost davon ausgehen, wirklich die Tochter ihres Vaters zu sein. Sie sah ihm verblüffend ähnlich. Und Armin war genauso ruhig, genauso ernsthaft, genauso idealistisch wie sie. Genauso blass, dachte Corbet. Den Fotos auf Claires Kaminsims nach zu urteilen waren beide, Vater und Tochter, dem Großvater Gebhard, Armins altem Herrn, wie aus dem Gesicht geschnitten. Wer wusste hingegen, wessen Blut durch Ivonnes Adern floss, wessen Lebensgeister in ihrer Seele herumspukten? Natürlich hatte Marion sich immer damit herausreden können, dass Ivonne, wenn schon nicht nach dem Vater, so doch nach ihr selber kam. Aber war die Tochter nicht eine ganze Spur dunkler als ihre Mutter? Wer weiß, welchem Urlaubsflirt sie ihre Entstehung verdankte. Vielleicht war die jüngere Tochter mit ein Grund, warum sein Schwiegervater seit Jahren nur noch auf dieser Insel Urlaub machte; vielleicht hoffte er darauf, dass sich im kühlen Norden für seine stürmische Frau weniger Versuchungen ergaben als an anderen Orten.

Was ihn selber betraf, so wollte Corbet seinen Nachwuchs eigenhändig im Reagenzglas ansetzen. Nur so konnte man beruhigt sein, nur so konnte man sicher wissen, wessen Gene zum Zuge kamen.

Aber noch war es ja nicht so weit. Corbet seufzte. Was sollte er tun? Hier liegen bleiben und im Gedanken an Ivonne – oder etwa an Marion? – sich selbst einen runterholen? Oder sollte er sich wie der adrette junge Bräutigam benehmen, den Claire bereits in ihm sah, und das heiße Blut bei einem morgendlichen Strandlauf abkühlen? Machte die Nordsee etwa nicht seinetwegen schon die ganze Zeit über diesen Lärm? Um ihn an sein besseres Selbst zu erinnern, ihn zu locken und ihn zu rufen? Ihn darauf hinzuweisen, dass es Zeit für den Frühsport war? Einen Vorteil hatte das Getrenntschlafen immerhin. Man konnte jederzeit aufstehen, ohne befürchten zu müssen, den anderen aufzuwecken. War niemandem Re-

chenschaft schuldig. Konnte seine Alpträume mit sich selber abmachen. Wie spät war es denn eigentlich? Zwanzig vor sechs. Zu spät, um jetzt noch einmal einzuschlafen.

Leise vor sich hin pfeifend glitt Corbet aus dem Bett und schlüpfte in die Boxershorts, die er vor dem Schlafengehen auf den Teppich neben seinem Bett hatte fallen lassen – was ein weiterer Vorteil getrennter Schlafzimmer war. Die zu teutonischer Ordnungsliebe neigende Claire würde gewiss bald versuchen, ihm diese Liederlichkeit abzugewöhnen, daran hegte er keinen Zweifel. Etwas trieb ihn, laut aufzulachen, während er in seinem Koffer herumwühlte, den auszupacken er sich noch nicht die Mühe gemacht hatte. Als er eine alte, verbeulte Trainingshose und ein verwaschenes, hellblaues Sweatshirt daraus hervorzog, stieß er ein exaltes Triumphgeheul aus. Sein Lieblings-Sweatshirt. Corbet wusste, dass man ihm nachsagte, er sähe Hugh Grant ähnlich. Normalerweise machte er sich nichts aus diesem Vergleich. Die einzige Koketterie, die er sich leistete, war seine Treue zu diesen beiden abgetragenen Kleidungsstücken. Man musste schon verdammt gut aussehen, um in ihnen noch besser zur Geltung zu kommen. Zwar hätte er es nie zugegeben, aber Corbet Stewart war natürlich nicht dumm: Er wusste ganz genau, dass er dem prominenten Frauenschwarm in diesen verbeulten Teilen noch eine Spur ähnlicher wurde. Man musste schon in Cambridge zur Schule gegangen sein, so sagte sein Vater immer, um ein solches Selbstbewusstsein und einen derart nachlässigen Charme zu entwickeln.

Etwas widerwillig zwängte er sich in die hypermoderne Windjacke, die Claire ihm vorgestern, nach ihrer Ankunft auf der Insel, gekauft hatte. Er wäre lieber nur in seinen ollen Klamotten gejoggt, aber es war für die Jahreszeit zu kühl, er würde die Jacke brauchen.

Fünf Minuten später schlich Corbet über den Flur des Hotels und die Treppe hinab, vorbei an der Tür, hinter der Claire vermutlich noch in ihrem Schönheitsschlaf schlummerte. Als er die Suite seiner Schwiegereltern passierte, warf er einen flüchtigen Blick zur Seite. Sein Schwiegervater war gemein-

sam mit ihnen bereits vor zwei Tagen auf die Insel gereist; Marion wurde spätestens mit dem Schiff heute Mittag erwartet. Auf die Frage, wo seine Frau sich denn noch herumtreibe, während der Rest der Familie schon Hochzeit feiere, war Armin ihnen gestern Abend die Antwort schuldig geblieben. Seine eigenen Eltern sowie Corbets Vater würden ja auch erst am Freitag erwartet, damit hatte er sich herauszureden versucht. Aber das war doch etwas ganz anderes, es waren schließlich alte Leutchen, die sich schonen mussten, und man konnte Großeltern oder Onkel, Tanten und Cousinen doch nicht mit der allerengsten Verwandtschaft vergleichen. Diese Abwesenheit der Brautmutter war wirklich ein starkes Stück. Was konnte wichtiger sein als die Hochzeit der eigenen Tochter? Eine solche Rücksichtslosigkeit würde er sich nicht bieten lassen, seine Ehe würde anders aussehen, da war Corbet sich sicher.

Als er bei Ivonnes Zimmernummer anlangte, hielt er kurz inne. Auch seine Schwägerin schlief sicherlich noch. Ob sie die Tür hinter sich abgeschlossen hatte? Oder wartete sie des Nachts auf Besuch? Auf den jungen hübschen Kellner mit der frechen Berliner Schnauze vielleicht? Corbet vermutete zwar, dass er schwul war; aber Frauen bildeten sich ja oft ein, einen Mann zu seinem wahren Glück noch bekehren zu können. Oder lag sie wach und verzehrte sich nach ihm, ihrem Schwager? Sollte er die Klinke probenhalber hinunterdrücken, nur so, aus reinem Jux? Er stellte sich vor, wie malerisch sich Ivonnes schwarze Haare von den weißen, spitzenbesetzten Kissen abhoben. Eigentlich boten getrennte Schlafzimmer doch allerhand Annehmlichkeiten, mehr Vorteile als Nachteile, wenn man es nüchtern betrachtete. Während er barfuß durch die Eingangshalle des Hotels *Achterdiek* huschte, ertappte sich Corbet bei dem Gedanken, dass er gerade erst anfang, das Leben kennenzulernen.

Vom Hotel aus nahm er den Weg durch Herrenstrand-Straße und Herrenpfad, vorbei an der katholischen Kirche und einem malerisch in den Dünen gelegenen reetgedeckten Café, und dann hinunter zum Strand. Auf dem ganzen Weg begegnete er keiner Menschenseele. Eine Schande eigentlich. Die

aufgehende Sonne hatte den Himmel mit zarten Rosa- und Orangetönen überzogen, und er war der Einzige weit und breit, um das feine Farbschauspiel zu bewundern, das die Natur kostenlos bot. Das sie gratis an einen Spötter und Freigeist wie ihn verschwendete, dachte er. Corbet deutete eine ironische Verbeugung hinüber zum Sonnengott in seinem rosagoldenen Wägelchen an, dann fiel er in einen leichten Trab Richtung Westen. Er wollte zunächst gegen den Wind joggen, um auf dem Rückweg doppelt belohnt zu werden und sowohl den Wind von hinten als auch den Blick auf das herrliche Himmelsgemälde vor sich genießen zu können.

Kurz nur musste er fluchen, als er ein breites Muschelfeld überquerte und sich etliche spitzige Muschelsplitter in seine Fußsohlen bohrten. Verdammt! Er hätte doch seine Laufschuhe anziehen sollen. Nur gut, dass ihn niemand hörte. Schließlich konnte er keine Zeugen gebrauchen, wenn er wehleidig war. Vielleicht sollte er sich abhärten, indem er weiter über den Muschelstreifen joggte? Anstatt unten an der Wasserkante, wo der Boden hart und fest genug zum Joggen und zugleich angenehm vom Wasser weichgespült war? Na ja, ein bisschen arg kräftig geriffelt war der Untergrund hier allerdings auch, schmerzhaft geriffelt, wie er beim Näherkommen feststellen musste; das mochte beim steten Traben Abhärtung genug bedeuten.

Sein Ziel war ein weißes Strandwachthäuschen, das er bereits in der Ferne liegen sah – die Nummer Vier, wie er vom Vortag wusste. Beim Näherkommen konnte er allmählich die Aufschrift darauf erkennen. Natürlich wehten in dieser frühen Morgenstunde noch keine bunten Fähnchen zum Zeichen für die freundliche Bewachung des Badestrandes auf dem Dach. Umso besser für ihn, er war allein und würde sich an der Stange unter dem Häuschen ein paar Streck- und Dehnübungen gönnen, bevor er genüsslich kehrtmachte. Corbet fühlte sich frisch und frei, ein junger Mann, noch jugendlich sogar, im Vollbesitz seiner Kräfte, und doch alt genug, um erfolgreich im Leben zu stehen. Seine Karriere war zwar bislang nicht ganz vorschriftsmäßig verlaufen, würde aber bald, dank der finanziel-



len Möglichkeiten, die sich ihm mit der Heirat auftaten, einen enormen Schub erhalten. Sein Schwiegervater hatte ihm gestern Abend jede Unterstützung signalisiert, die er brauchte, und Claire, die Gute, hatte sie ihm sowieso schon versprochen. Nach ihrem Studium der Betriebswirtschaftslehre war sie die perfekte Ergänzung für ihn. Er würde den alten Kasten an der Strandpromenade kaufen, ihn vom Keller bis zum Dach renovieren und sie zu seiner Geschäftsführerin machen, wenn er hier binnen weniger Jahre die führende Fertilitätsklinik Deutschlands aufbaute. Was heißt die führende Klinik Deutschlands – die führende Klinik in ganz Europa zu leiten, mit Dependancen in Großbritannien und Übersee, das war sein erklärtes Ziel. Wie würde er es genießen, wenn dann eines Tages seine alten Lehrer angewinselt kämen und ihn um Verzeihung bäten. Wenn sie ihn anflehten, wenigstens noch die Ehrendoktorwürde seiner Alma Mater zu akzeptieren; einer Alma Mater, die ihn einst schmählich durch die Prüfungen hatte rasseln lassen. Oder hatte er etwa freiwillig in Hannover zu Ende studiert?

Corbet atmete tief aus und gleichmäßig wieder ein. Es war alles gut so, wie es war. Wäre er nicht nach Hannover gegangen, hätte er Claire wahrscheinlich nie kennengelernt. Ah, diese herrliche Morgenluft, diese köstliche Kühle! Auch er fühlte sich wie neu, seine Niederlagen, seine Alpträume waren vergessen. Was für ein grandioser Morgen war das, dem ganz gewiss wieder ein superber Tag folgen würde. Dieser Junimorgen läutete sein ganz persönliches Lebensglück ein. Corbet beschloss, noch ein wenig weiter zu joggen als an den beiden Tagen zuvor. Strandhäuschen Nummer Fünf und Nummer Sechs warteten. Vielleicht schaffte er es heute ja sogar bis zum Strandbad Loog.

Aber was war das? Corbet kniff die Augen zusammen, die wegen des Windes heftig tränkten, und wischte sich mit dem Ärmel übers Gesicht. Da lag – da lag doch – als hätte er nur auf ihn, Professor Dr. med. und Professor honoris causa in spe Corbet Stewart gewartet, lag da tatsächlich ein Seehund auf der Sandbank, die sich jetzt bei Ebbe dem Strand vorgelagert längs zur Insel erstreckte. Wie schön das dunkle Fell in

der Morgensonne glänzte. Schade, dass er sein Handy nicht eingesteckt hatte. Es wäre doch nett, wenn er ein Foto des zutraulichen Tieres schießen und Claire einen Morgengruß von seinem Strandlauf ans Bett hinüberschicken könnte.

Corbet verlangsamte sein Tempo und nahm Kurs Richtung Sandbank. Mal sehen, wie weit er sich dem Tier nähern konnte, ohne es zu verschrecken. Während er durch das seichte, aber morgenkühle Wasser des Priels patschte, peinlich darauf bedacht, sich nicht über Gebühr nass zu spritzen, durchfors-tete er fieberhaft sein Gedächtnis. Hatte er irgendwo Verhaltensmaßregeln im Umgang mit Robben gespeichert? Musste man Tollwut befürchten? War von irgendwelchen anderen Seuchen in den Nachrichten die Rede gewesen? Wie sollte er sich verhalten, wenn das Tier Anzeichen einer Krankheit auf-wies? Zwar war er kein Veterinär, aber wer weiß, vielleicht wurde er noch zum unfreiwilligen Lebensretter, so früh am Morgen. Corbet musste kichern. Es war ein leicht hysterisches Glucksen, das plötzlich in ihm aufstieg und aus ihm her-ausdrängte und von ein paar kleinen Nebengedanken und Befürchtungen kündete, die er sich noch nicht eingestand.

Denn langsam kam ihm die Sache doch komisch vor. Zwar pirschte er sich vorsichtig – und gegen den Wind! gegen den Wind, dachte Corbet – an den Seehund heran. Aber dass das Tier so gar keine Reaktion zeigte! Ruhig lag es da, wie ge-strandet, in einer etwas verrenkten, vermutlich auch für einen Seehund nicht gerade bequem zu nennenden Position. Es schien auch gar kein junger Seehund zu sein, wie er zunächst vermutet hatte. Je mehr Corbet sich ihm näherte, desto ausgewach-sener erschien ihm das Wesen.

Allerdings wusste er nicht wirklich, wie groß ausgewachse-ne Seehunde aus der Nähe waren.

Merkwürdig, wenn man nicht wüsste, dass es ein Seehund war – ein Seehund sein musste, dachte Corbet – man hätte die Gestalt glatt für einen Menschen halten können. Einen Men-schen in einem dunklen Kleid, mit langem, wild zerzaustem, welligem, schwarzem Haar.

Und dann, als stünde er neben sich, diagnostizierte Corbet

bei sich selbst alle bekannten Stresssymptome auf einmal. Sein Mund wurde trocken, sein Herz klopfte unregelmäßig und wild, und am liebsten hätte er sich an Ort und Stelle an den Strand hocken mögen, um sein Innerstes nach außen zu stülpen. Und dass man die Symptome als Arzt erkannte, half nicht wirklich bei deren Bewältigung. Aber mehr als ruhig durchzuatmen konnte er sich, wie jeder andere halbwegs vernünftige Erwachsene auch, leider nicht befehlen.

Vor ihm auf der Sandbank lag gar keine Robbe. Das war kein Tier. Weder ein wilder Seelöwe noch ein rettungsbedürftiges verspieltes Seehundbaby. Da lag ein Mensch. Eine Frau lag da. Marion, seine Schwiegermutter. Die er eben im Schlaf noch eigenhändig ermordet hatte. Erwürgt, um präzise zu sein. Und nun wusste er es, auch ohne, dass er ihren Puls befühlen musste. Sie war tot.

Zwei, drei Schritte, bevor er sie erreicht hatte, sank Corbet in den Sand. Er sackte ganz einfach in sich zusammen, und eine Weile blieb er da sitzen, denn es fehlte ihm die Kraft, wieder aufzustehen.

Auch Marion bewegte sich nicht.

Wie hübsch sie aussah. Anmutig. Jugendlich. Überhaupt nicht wie zweiundsechzig, mit ihrem Schaumkrönchen im Haar und dem Taschenkrebs auf der Brust. Überhaupt nicht wie tot. Ganz erstaunlich, wie sie sich gehalten hatte. Sie trug ein schwarzes Kleid, dezent genug, um bei jedem besseren Anlass als das obligatorische kleine Schwarze durchzugehen, und zugleich verführerisch wie ein Strandkleid, mit einem raffiniert geschnittenen, offenherzigen Dekolleté. Die linke Brust war mit einer gewissen Nonchalance aus dem Büstenhalter gerutscht, Corbet sah es mit leichter Rührung. So mochte sie als junge Frau ausgesehen haben, nachdem sie ihre Tochter gestillt hatte, dachte er. Der Taschenkrebs schmückte sie wie eine hübsche Brosche, die sie sich angesteckt hatte. Eine dreireihige Kette aus weißen und rosafarbenen Perlen brachte den satten Bronzeton ihrer Haut zum Leuchten, und der Lack auf ihren Zehennägeln glitzerte in den Farben des Sonnenaufgangs. Kurzum, sie sah aus, als wolle sie zu einem Schönheitswettbewerb an-